

Gold an Bord! [Fortsetzung]

Autor(en): **T'Serstevens, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **13 (1937)**

Heft 38

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751959>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

GOLD

ROMAN VON A. T'SERSTEVENS
Berechtigte Uebersetzung von Marcel Gollé

an Bord!

I. Fortsetzung

Gegen zwei Uhr war er bei seiner siebten Zigarre angelangt. Er sagte sich, daß es nunmehr Zeit sei, sein Versteck zu verlassen und an die Tür des Nebengebäudes zu klopfen. Er wußte, wo sie war, da er sie bei seinem häufigen Herumstreifen um das Haus Ediths bemerkt hatte. Sie befand sich am Ende einer Allee von Melonenbäumen, bei der Krümmung der Landstraße, die sich an der Flanke des Cerro entlang zieht. Sie hatte zwei Flügel, um die Wagen passieren zu lassen; in die Bambushecke eingelassen, war sie hoch und schwer, und der obere Balken, der sie abschloß, war mit Eisenspitzen gespickt. In der Mitte des rechten Türflügels befand sich eine kleinere Tür zum Durchgang für Personen.

Als er mit dem Schritt eines Spaziergängers, der gemütlich dahinzuschleudern scheint, nahe bei der Tür war, öffnete sich diese von selbst. Er schrieb diese Vorsichtsmaßregel der Ungeduld zu, mit der er erwartet wurde und überschritt die Schwelle mit dem Bewußtsein eines männlichen Selbstgefühls, das ihn bis in den Schnurrbart kitzelte. Er fand hinter der Tür eine indische Dienerin, ein sehr hübsches Mädchen, welchem der Saños, sein gewohnter Vertrauensmann, schon mehrmals Anerbietungen gemacht hatte; aber es verlaute, sie interessiere sich nur für die Matrosen, die bei Zwischenlandung im Hafen Aufenthalt hatten. Diese Indianerinnen sind meist so primitive Geschöpfe, daß man ihnen nichts nachtragen kann; deshalb streichelte er sie ohne weiteres im Nacken und auf dem Rücken, während sie vor ihm herrschte.

Sie gingen um das Haus herum, durch einen so dichtbewachsenen Garten, daß er sich verschiedene Male bücken mußte. Dann führte sie ihn in einen mit Säulen geschmückten Patio, der wie ein Salon möbliert und von Kamelien, Hibiscus und Gardenien sowie einer Unzahl von Vogelkäfigen angefüllt war. Aber er war nicht der Mann danach, sich für den Schauplatz seiner Handlungen zu interessieren. Er sah nur eine Hängematte mit langen Fransen aus bunter Wolle, die zwischen der Mauer und einem Pfeiler hing und neben der sich ein Tisch mit den Früchten befand, die er am Morgen geschickt hatte. Seine Photographie stand mitten auf dem Tisch in einem kupfernen Rahmen. Er sah noch einen weißbezogenen Divan, der mit einer Unzahl von Leder- und Kattunkissen bedeckt und mit Matten aus Toquillastroh umgeben war, diesem biegsamen und kühlen Stroh, aus dem man die Hütte macht. Am Kopfende der Hängematte stand ein lackiertes Tischchen mit einem Opiumservice: Pfeife, Nadel, Dose und die kleine angezündete Lampe. Daneben ein Kästchen aus Sandelholz, mit Zigarren gefüllt.

Er prüfte ein paarmal mit kräftigem Druck, ob der Divan auch recht elastisch sei und dachte sich dabei, daß dieses nette Möbel ausschließlich dazu da war, um ihr Rendezvous bequem zu machen. Er nahm sich eine Zigarre aus dem Kästchen, zündete sie an der Flamme der Lampe an und machte es sich zwischen den Kissen bequem. Dann wartete er mit Gemütsruhe auf das Erscheinen seiner Mätresse — so nannte er sie bereits — und beguckte derweil die Mauern und die gewölbte Decke, wo die kleinen Eidechsen flink herumliefen, die alle Häuser in Guayaquil bevölkern.

Er hörte sie nicht kommen, denn sie ging barfuß. Plötzlich war sie neben ihm, und ohne aufzustehen küßte er die Hände, die sie ihm reichte. Dann legte er seine Zigarre fort, faßte sie um die schlanke Hüfte und zog die Rubia zu sich herunter. Sie setzte sich auf den Rand des Divans. In diesem Augenblick bemerkte er, daß sie nicht im Morgenrock war wie die anderen Frauen, die ihn zu einem Rendezvous erwarteten; ja sie trug nicht einmal eine ausgeschnittene Robe, sondern sie hatte eine Art von mexikanischem Rebozo um den Leib gerollt, der durch einen Perleingürtel gehalten war. Er war ein bißchen enttäuscht darüber, aber in dem Glauben, diese Kleidung müsse wohl auf Rechnung der weiblichen Koketterie zu setzen sein, gab er sich ungeniert daran, ihr unter zärtlichen Worten den Gürtel aufzuknüpfen.

«Nanu, Oberst!», meinte sie in schleppendem Tonfall, «Sie haben sich wohl noch nicht von Ihrem Champagner erholt, was?»

Neuintretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Bisheriger Inhalt: Inmitten von Sümpfen, auf einer kleinen Bodenschwelle, ist Guayaquil, die größte und reichste Hafenstadt Ecuadors, erbaut. Die Luft ist verpestet, heiß und fiesrig, die Straßen schmutzig, aber die Menschen bleiben, denn das Gold lockt: die Stadt ist reich. — Im Astillero gibt es große Villen, wo die Reichen wohnen. Sie wechseln rasch, denn eine Revolution folgt der andern. — Romero Tovar — mittelgroß, breitschultrig, mit buschigen Augenbrauen, Mexizinnase und großem Mund — gibt ein Fest. Er ist Chef der Hafenpolizei und Oberst seit der Revolution von 1912. Jetzt ist es Mai 1916. Das Essen gibt er zu Ehren von Miss Edith McCmillan, der kleinen, zierlichen Amerikanerin, der ganz Guayaquil zu Füßen liegt. Sie ist blond und hat ein Kindergesicht, aber sie weiß, was sie will. Niemand in Ecuador kann sich rühmen, sie zur Geliebten gehabt zu haben. Sie sitzt neben dem Gastgeber und erkundigt sich nebenbei nach dem Schiff, das unter amerikanischer Flagge im Hafen liegt. Woher es käme, was es lade, wohin es wolle und wie es hieß? — das alles nur so nebenbei; aber dennoch antwortet Tovar nur unwillig: Es ist der «Cristobal». Das Fest geht weiter. Champagner fließt, die Augen der Männer leuchten begierig und wild. Es wird auch geschossen auf Glühbirnen und auf eine Frauenfigur im Garten. Edith lehnt sich einen Augenblick an des Obersten breite Schulter. Sie flüstert ihm hastig und leise ins Ohr: «Morgen, zur Zeit der Siesta... bei mir! An der Nebentür...»

Er schaute sie überrascht von der Seite an, die Lippen wie ausgedörnt, den Nacken geduckt.

«Sie wissen doch, daß ich keinen Schwips zu haben brauche, um Sie begehrenswert zu finden.»

«Ja, Tovar, das weiß ich, aber mir scheint, Sie müssen doch ein Gläschen zuviel getrunken haben, um so, hm... vertraulich zu sein.»

«Ich bin nicht vertraulich... Sie wissen ganz gut, daß ich Sie liebe und daß ich nicht hier wäre, wenn Sie mich nicht eingeladen hätten.»

«Sie lachte, nahm eine Zigarre, zündete sie an und reichte dem Obersten eine andere.»

«Nein, danke!», meinte er schroff, «ich hab' keine Lust mehr zu rauchen.»

«Werden Sie nicht böse, Romero», begann sie wieder mit girrender Stimme, «es stimmt schon, nicht wahr, daß ich Sie gestern abend gebeten habe, zu mir zu kommen. Ich war leidenschaftlich entzückt über Ihre Art und Weise, auf mein Ebenbild zu schießen. Ich habe sehr wohl bemerkt, daß Sie ein Mann sind, der sich vor nichts fürchtet, nicht mal davor, mich umzubringen... Stimmt's nicht, Romero, es wäre Ihnen nicht drauf angekommen, mich zu töten?»

«Ich weiß nicht... es gibt Augenblicke, wo ich's mit Vergnügen tun würde.»

«Ich dachte es mir wohl... Sie haben jedenfalls niemals Furcht davor, jemand umzubringen.»

«Das ist mein Handwerk», brummte er.

«Nein, Tovar, ich spreche nicht von Ihrem Beruf als Militär, ich spreche von dem Manne als solchem... Denken Sie nur, ich weiß so allerhand von Ihnen, zum Beispiel, was Sie während der Revolution angestellt haben, ich weiß auch so einiges aus Ihrem Leben als Seemann und sogar aus Ihrer Existenz, die vorher liegt...»

Er hatte sich aus den Kissen aufgerichtet... neben ihr, auf dem Rande des Divans sitzend, schaute er ihr frank in die Augen:

«Sie können nur wissen, was alle Welt weiß.»

Sie blies ihm den Rauch ihrer Zigarre ins Gesicht:

«Ja, hm», meinte sie langsam, «wenn ich nicht gewisse Offiziere von amerikanischen Schiffen gekannt hätte, mein lieber Tovar...»

«Was konnten sie wohl von mir erzählen, diese Offiziere?»

«So allerhand Kleinigkeiten, ganz privater Natur...»

«Zum Beispiel?»

«Zum Beispiel, wo Sie im Jahre 1902... gesteckt haben...»

«Na, so was!» gab er mit nervösem Lachen zu. «Mißfällt Ihnen das vielleicht?»

«Oh nein, wo denken Sie hin!... Im Gegenteil, es gefällt mir sogar sehr, denn ich habe eine geradezu wahnsinnige Vorliebe für Abenteuer und Männer, die solche Überstände haben. Ich fragte mich nur bisweilen, ob Sie noch immer derselbe wären, wie zu jener Zeit... Verstehen Sie mich recht, Tovar?... Oberst, Polizeikom-

mandant des Hafens, in besten Beziehungen zum Staatspräsidenten... Und dann handelt's sich auch um Ihr Alter, nicht wahr?»

«Nicht mal vierzig, liebe Edith...»

«Schön, was ich grade sagen wollte... Sie verzeihen mir, lieber Freund... ich selber bin erst dreiundzwanzig Jahre alt... Ich hab' auch einen etwas bissigen Charakter, wie alle Amerikanerinnen... Gut, wovon sprachen wir soeben... ach so, ich meinte, ich sei nicht ganz sicher, daß Sie immer noch der gleiche wären... Na, jetzt bin ich dessen sicher, denn gestern sah ich tatsächlich, hm, Sie sind immer noch ein bißchen Gangster, wie man bei uns zu sagen pflegt...»

«Gangster?!» verwahrte er sich, «das ist doch etwas stark!»

«Oh, wissen Sie, Romero, bei uns hat man die Gangster sehr gern. Das sind beileibe keine so abscheulichen Kerle, wie Sie denken. Einen Haufen Bücher schreibt man über sie, und kilometerlange Filme werden ihnen zu Ehren gedreht... Was mich anbelangt, so bin ich zweifellos dazu geboren, die Frau eines Gangsters zu sein, denn derartige Abenteuer liebe ich leidenschaftlich. Sie müssen wissen, ich hab' schon einmal in einem Film die Rolle einer solchen Frau gespielt, aber jetzt verlangt's mich danach, in der Wirklichkeit eine zu sein. Da hab' ich nun gestern abend bei mir überlegt, daß Sie just der Mann sind, den ich gegenwärtig brauche... Sie fürchten sich vor nichts und niemand, nicht mal vor mir, Sie verfügen in Ihrer Stellung über allerhand Machtmittel, und Sie haben jedenfalls Lust, reich, sehr reich zu werden... wie übrigens auch ich. Wegen alledem hab' ich Sie gebeten, heute zu mir zu kommen...»

Er richtete sich in die Höhe und stand auf... es hatte wahrhaftig keinen Zweck mehr, auf diesem Divan zu sitzen. Er fühlte sich zwar enttäuscht, aber sein Interesse war geweckt. Die Liebe, wie schade, machte sich über ihn lustig, aber der Drang nach Abenteuern hatte plötzlich von seinem ganzen Wesen wieder Besitz ergriffen. Er nahm eine neue Zigarre und beugte sich über die Lampe, um sie anzuzünden. Die kleine, unbewegliche Flamme beleuchtete hell sein verkniffenes Gesicht.

Sie lachte leise:

«Ei, Romero, Sie haben wieder Lust am Rauchen?»

Er zuckte die Achseln und setzte sich mit verschlossener Miene in einen Sessel, dicht neben sie:

«So kann ich Ihnen ruhiger zuhören», meinte er.

Sie klatschte in die Hände. Eine kleine Dienerin kam eilfertig herein.

«Schließt die Tür des Patios», befahl sie, «es soll niemand eintreten, ohne daß ich rufe.»

Sie saßen so eng beieinander, daß der Rauch der Zigarren ihre Köpfe wie eine einzige Wolke umgab.

«So», begann sie, «vom 'Cristobal' will ich mit Ihnen sprechen.»

Er zuckte zusammen und grollte, ganz außer sich:

«Wie, 'Cristobal'?! Sie reden mir immer noch von diesem 'Cristobal'?!...»

«Immer noch, Tovar, und Sie werden gleich sehen, daß ich damit nicht unrecht habe... Als ich Ihnen gestern davon sprach, wollte ich bloß mal sehen, was Sie wußten, denn ich selber wußte schon viel mehr über dieses Schiff als Sie.»

«Viel mehr als ich? Wieso?»

«Ja, viel mehr als Sie... alle jene Fragen stellte ich Ihnen lediglich zu einem bestimmten Zweck... ich wollte wissen, ob die Behauptung wahr sei, niemand sei darüber orientiert, woher dieses Schiff komme, wohin es fahre und was es transportiere...»

«Kohle natürlich, ich sagte es Ihnen doch...»

«Freilich, Tovar, Kohle, aber noch etwas anderes.»

«Nichts anderes, liebe Edith! Ich habe die Schiffs-papiere selber in Händen gehabt.»

«Schiffs-papiere? Was verstehen Sie darunter?»

«Eine amtliche Bescheinigung des Abfahrtshafens, in der angegeben wird, welche Ladung das Schiff führt.»

«Nun gut, Tovar, diese Bescheinigung lügt.»

«Lügt? Warum?»

«Weil der 'Cristobal', mag er auch Kohlen transportieren, noch etwas anderes an Bord hat.»

Copyright 1937 by Albin Michel, Paris

(Fortsetzung auf Seite 1206)

«Was? Das möcht' ich doch allzugern wissen!»
Sie beugte sich ganz nahe zu seinem Ohr und sagte leise:

«Gold!»

Er betrachtete sie, den Mund vor Staunen geöffnet, mit einem Blick, als ob ihr Antlitz den magischen Glanz des kostbaren gelben Metalls widerstrahlte.

«Gold?» murmelte er endlich, «Sie sind nicht recht bei Sinnen, Edith!»

«Doch, ich bin bei vollem Verstand, Oberst!... Sie sagten mir, dieses Schiff sei in Mexiko ausgelaufen, es habe hier eine Zwischenlandung gemacht, um Wasser einzunehmen, und sein Bestimmungsort sei Valparaiso. All das stimmt ungefähr. Aber Sie haben mir nicht gesagt, daß es von Monterey abgefahren ist und viel weiter fährt als Valparaiso.»

«Das erfahre ich erst von Ihnen», meinte er in einem Tone, der keinen Zweifel an seiner Aufrichtigkeit zuließ, «von den Einzelheiten da wußte ich absolut nichts.»
«Schön, jetzt wissen Sie sie, Tovar...», aber eins wissen Sie noch nicht», fügte sie hinzu und dämpfte ihre Stimme, «die Menge Gold nämlich, die es zusammen mit seinen Kohlen transportiert.»

«Eine solche Masse?» lächelte er ein bißchen ironisch.
«Ja, Tovar, eine solche Masse, und sogar noch viel mehr!»

Sie öffnete nur unmerklich ihre Lippen, sprach aber jede Silbe ganz deutlich aus:

«Neunzehn Millionen Dollar, mit anderen Worten: drei Millionen achtunderttausend Condores, achtunddreißig Millionen Soures... oh, ich hab' Zeit genug gehabt, um es auszurechnen.»

Sie schien wie geblendet zu sein von diesen riesigen Ziffern. Er hob den Kopf und schaute in die Höhe, als ob er diesen gewaltigen Haufen Gold abschätzen wollte, dann schüttelte er sich plötzlich vor Lachen:

«Um Vergebung, liebes Herz», meinte er, prustend vor Heiterkeit, «Sie sind ein echtes Kind Ihres Amerika! Sie sehen die Dollar gleich zu Millionen!»

«Durchaus nichts sehe ich!», erwiderte sie mit einem solchen betonten Ernst, daß er sofort zu lachen aufhörte, «ich sehe nur die Tatsache!»

«Woher wissen Sie das alles?»

Nach einer Sekunde des Zögerns meinte sie leichthin: «Ich werd' es Ihnen nahher sagen... Für den Augenblick will ich Ihnen erklären, was dieses Gold in dem Schiff da zu suchen hat. Der Dampfer ist von Monterey und nicht von San Francisco abgefahren, weil der Hafekommandant in Monterey, namens Lachmann, ein Jude deutscher Abstammung ist, und weil die Person, die diese riesige Menge Gold so ganz im geheimen verfrachtet, notwendigerweise ein Deutscher sein muß.»

«Ein Deutscher? Warum ein Deutscher?»

«Was Sie doch für ein Kind sind, Tovar!... Ein Deutscher?... aber einfach deswegen, weil dieses Gold aus deutschen Banken in den Vereinigten Staaten stammt und weil es für Deutschland bestimmt ist. Es ist, wenn Sie nichts dagegen haben, ihre Kriegssteuer, ihre materielle Hilfe für das, was sie ihr Vaterland nennen... Vielleicht ist ihr Tun nicht ganz uneigennützig, was weiß ich... Vielleicht hat auch die Regierung meines Landes dabei irgendwie ihre Hand im Spiele... wohl möglich... da sie keineswegs die Absicht hat, Deutschland mit Krieg zu überziehen, kann sie schließlich ein Auge zu drücken und zulassen, daß man ihm diesen Vorschuß oder dieses Geschenk gibt.»

«Klar», pflichtete Tovar bei, der sich für diese romantische Geschichte zu interessieren begann. «Aber warum diese Fahrt auf Umwegen? Konnte ein solches Schiff nicht direkt den Atlantik überqueren?»

«Freilich, Oberst, um todsicher den Engländern in die Hände zu fallen und die deutschen Millionen in die Kasse des War-Office abzuliefern!»

«Ich sehe schon», meinte er ein wenig ärgerlich, «Sie haben über diese Geschichte keinerlei Belehrung mehr nötig.»

«Werden Sie nicht böse, Romero! Ich habe Sie, wie Sie gleich begreifen werden, viel nötiger, als Sie mich nötig haben. Ich möchte Ihnen nur sagen, daß der ‚Cristobal‘, wenn er hier vor Anker gegangen ist und nach Valparaiso weiterfährt, seinen Kurs tief nach dem Süden fortsetzen und alsdann eine spanische Insel anlaufen soll, wo ein deutsches Unterseeboot seine Goldfracht an Bord nimmt.»

«Verzeihung, Edith, aber ich verstehe nicht recht, was Sie mir da sagen... Tief im Süden? Eine spanische Insel? Was wollen Sie damit andeuten?»

«Oh, Tovar, wissen Sie, mir geht's wie allen anderen Frauen: von Geographie versteh' ich nicht viel. Darüber müssen Sie sich mit einem Manne verständigen, der solche Dinge von berufswegen kennt.»

«Einem Manne? Welchem Manne?»

«Mit dem Manne vermutlich, von dem ich diese ganze Geschichte weiß.»

«Und wo kann ich ihn sprechen, diesen Mann?»

Sie zögerte einige Augenblicke, dann meinte sie mit entschlossener Stimme:

«Er ist hier.»

Er warf ihr einen derart unruhigen und zorngefüllten Blick zu, daß sie sofort hinzufügte:

«Denken Sie sich nichts Schlechtes dabei, Romero... es handelt sich um einen Geliebten von Pilar, Sie wissen: das Mädchen, das Ihnen vorhin die Tür geöffnet hat. Sie haben sich vorgestern im Hafen getroffen, und sie hat

ihn mit heimgebracht... Ich kann nicht immer auf Wache stehen, nicht wahr? Er erzählte ihr die Geschichte, und sie hat sie mir natürlich sofort hinterbracht.»

Diese Darstellung des Sachverhalts entsprach so genau dem, was er von der Indianerin und ihren Gewohnheiten wußte, daß er sich ohne weiteres beruhigt fühlte.

«Sehen Sie mal, meine Rubia... ich bin schrecklich eifersüchtig, liebes Herz... Ein Mann hier bei Ihnen, wo nie ein männliches Wesen den Fuß über Ihre Schwelle gesetzt hat... Beinahe wär' mir der Gedanke gekommen, doch nein... Immerhin, Sie haben ihn doch sprechen müssen, diesen Mann...»

«Aber freilich», erwiderte sie mit einem Ausbruch plötzlicher Heiterkeit, «ich hab' ihn sofort zu mir kommen lassen, und wir haben uns eine geschlagene Stunde miteinander unterhalten. Er hat mir eine Menge Einzelheiten über diese Geschichte mitgeteilt. Vieles davon hab' ich nicht recht verstanden, weil es sich um seemännische Begriffe handelt; indes, er wird Ihnen all das auseinandersetzen, wenn Sie ihn sehen.»

«Er ist Seemann?»

«Ja, ja, was bin ich doch dumm! Ich vergaß ja ganz, es Ihnen zu sagen: es ist der erste Leutnant des ‚Cristobal‘.»

«Ah, so... gut», meinte er leichthin.

Ein Schweigen, das zwei lange Minuten dauerte, ein Schweigen tiefer Versunkenheit führte sie näher zueinander, als Worte es vermocht hätten. Er rauchte in kurzen, schnellen Zügen seine Zigarre, deren Ende zwischen seinen Zähnen rot aufleuchtete. Halb in die Kissens zurückgelehnt, belauerte sie mit gespannter Aufmerksamkeit den Ideengang, dem er in seinem Kopfe folgen mochte.

«Warum», meinte er endlich, «hat ihn der Kapitän an Land gehen lassen?»

«Weil er erklärt hatte, er werde sich ganz allein, ohne Landungerlaubnis, aus der Schlinge ziehen... er ist in der Tat bei Nacht außerhalb des Hafens an Land gegangen.»

«Hm, ja, das kennen wir... aber nicht davon will ich Ihnen sprechen... ich frage mich vielmehr, warum der Kapitän, der für eine Ladung von solchem Wert die Verantwortung trägt, einen so geschwätzigen Menschen an Land gehen läßt.»

«Das hat er mir auseinandergesetzt... Niemand an Bord außer dem Kapitän weiß, daß das Schiff Gold führt.»

«Wieso niemand?»

«Wirklich, kein Mensch.»

«Nanu, ich bit' Sie... Ihr Vertrauensmann weiß es ja schon!»

«Stimmt... bloß der Kapitän hat keine Ahnung davon, daß er's weiß.»

«Aha!... gut!», bemerkte er und schien diesmal ziemlich befriedigt zu sein.

Er warf seine Zigarre hinter sich, kreuzte die Arme über der Brust und begann nachzudenken. Sie schaute ihn an, ein Lächeln in ihren rätselhaften Augen, während ihre Finger mit den Armabändern spielten, die sie um die Handgelenke trug. Man hörte nur deren leichtes Klirren und das Piepen der Vögel in den Käfigen. Das Schweigen zog sich derart in die Länge, daß man hätte glauben können, sie lägen einander in einer enlosen Liebkosung in den Armen.

«Ich frage mich», meinte er plötzlich, «warum dieser Mann Ihnen das alles hinterbracht hat?»

Da triumphierte sie:

«Warum? Er hat zweifellos jemand nötig, um seinen Plan auszuführen...»

«Welchen Plan?» fragte er und hob den Kopf.

«Denselben... den Ihrigen, Romero!»

«Den meinen? Was ist der meine?»

«Sich des ‚Cristobal‘ zu bemächtigen, Romero!...»

Er erhob sich plötzlich, ging auf sie zu und drückte sie in die Kissens zurück. Sie leistete keinen Widerstand, und als er sie zu küssen suchte, erwiderte sie leidenschaftlich seine Liebkosung.

«Gangster-Weib!» rief er, als er sich aufrichtete, «ein Teufelchen wohnt in diesem zierlichen Körper da!»

Er lachte zufrieden, als er ermattet daliegen sah, die Spuren ihres Lippenrots auf den Wangen.

«Ich hab' Durst!» meinte er und reckte sich.
Sie war vom Ruhelager aufgesprungen, lief zu einem Tisch und kam mit einem Glas in der Hand zurück, in der andern trug sie eine schwere Weintraube.

«Whisky?»

«Gleichviel, wenn ich nur was zu trinken bekomme.»

Er leerte das Glas auf einen Zug. Der Perlegrütel hing am Rande des Divans herunter. Er nahm ihn selber und schlang ihn lachend um die Falten des Rebozo; dann küßte er ihre Hände, innen auf die samtweichen Handflächen, setzte sie wie eine Puppe auf den Divan und nahm vor ihr in dem Sessel Platz. Und mit dieser selbstbewußten Stimme, welche die Männer nach einer Liebeszene haben, meinte er:

«So, jetzt wollen wir wieder von unserem ‚Cristobal‘ sprechen. Ich denke, zum Beginn muß ich die Bekanntschaft dieses Leutnants machen.»

Während er sprach, streichelte er ihre nackten Zehen, von denen mehrere mit Ringen geschmückt waren. Sie hatte ihren Handspiegel genommen und ein Batist-Taschentuch und ging daran, die Spuren der Küsse auf ihrem Gesicht zu entfernen.

«Was ist's für ein Mensch?»

Sie zog verächtlich ihren Mund schief und zuckte die Achseln:

«Slang, wissen Sie, darling, nicht sehr gut erzogen... ein langer Schlacks, treibt natürlich Sport, wie tausend andere bei uns... brünet, vielleicht achtundzwanzig Jahre ungefähr...»

«Wie heißt er?»

«William Dupuis.»

«Ah, ein Franzose?»

«Nein, im Gegenteil, Vollblutamerikaner. Sein Großvater wanderte aus Frankreich ein, mit den Sozialisten jener Epoche, na, es muß schon lange her sein, denk' ich... er spricht kein Wort französisch. Dafür versteht er aber sehr gut spanisch, weil er stets auf mexikanischen Schiffen engagiert war. Selbst wenn er indes des Spanischen nicht mächtig wäre, würden Sie sich bei Ihrer Kenntnis des Englischen sehr leicht mit ihm verständigen können.»

«Sicherlich.»

Sie reichte ihm die Weintraube, von der er langsam eine Beere nach der andern abplückte, ohne ein Wort zu sprechen. Er schien mit einem Male unerschrocken geworden zu sein und sogar zu zögern. Schließlich spuckte er die Schalen auf die Fliesen und fragte:

«Denken Sie wohl, Liebbling, daß man diesem Manne Vertrauen schenken darf?»

«Wie sich selber, Romero.»

«Ich verstehe», lachte er gemächlich, «im übrigen haben wir ja auch das Gesetz der Gangsters!»

Sie malte sich einen ganz neuen Mund, breit und ein bißchen melancholisch, damit er dem Gesicht entspreche, das sie sich heute gewählt hatte: dem der leidenschaftlichen Frau.

«Gut denn!», bemerkte er und legte seine beiden Hände auf die Armlehnen des Sessels, «lassen Sie diesen kleinen William kommen!»

Sie machte erst ruhig ihr Gesicht fertig, glättete die Falten des Rebozo und klatschte dann zweimal in die Hände. Die Dienerin erschien auf der Türschwelle.

«Sagen Sie Pilar, um den Señor William zu schicken.»

«Was? Er ist immer noch mit seiner Pilar zusammen?!» platzte der Oberst aus, «er wird sich aufreiben, dieser Junge.»

Sie schien ihm nicht zuzuhören, just im Begriff, ihre Haare wieder aufzustecken, die sie in einem schweren Knoten über dem Nacken trug. Sie hielt zwischen ihren Zähnen die langen Nadeln aus blondem Schildpatt. Ihre erhobenen Arme ließen die sorgsam ausrasierten Achselhöhlen sehen, die weiß waren wie Kamelien.

Man hörte den Schritt eines Mannes im Vestibül.

«Da ist der Señor!», kündigte das junge Mädchen an, während es die Tür weit aufmachte.

Ein langaufgeschossener, junger Mann kam herbei, breit in den Schultern, schmal in den Hüften; sein längliches Gesicht zeigte ein energisches Kinn und hellblaue Augen. Sein Kopfhair war über den Ohren glatt geschoren, in der Mitte stand es wie eine Bürste auf dem Schädel. Er schlankerte ein wenig die Arme beim Gehen, hielt sich aber sehr gerade. Er trug einen Anzug aus Konfektion, der für seine breite Statur zu eng war.

Die Rubia stellte vor:

«Oberst Romero Tovar, von dem ich Ihnen gesprochen habe...»

«Wie... schon?» rief Tovar mit der Ironie eines Mannes, der es nicht gern sieht, wenn man über ihn schwatzt.

Der Ankömmling grüßte, ohne ein Wort zu sagen, in gewollt linkischer Weise, als ob man ihm eingetrichtert hätte, was er zu tun habe. Er setzte sich dem Oberst gegenüber; die Zigarre, die ihm dieser anbot, wies er mit einer Handbewegung zurück. Edith hatte in einem Sessel Platz genommen.

Tovar ging, ohne eine Sekunde zu zögern, geradenwegs aufs Ziel los. Zu dem Leutnant gewendet, meinte er:

«Die Señora hat mich in die Affäre eingeweiht, aber da es sich um einen Frachtdampfer und eine weite Ueberseeahrt handelt, hat sie mir einen Haufen Details nicht erklären können. Ich will Sie deshalb um einige nähere Auskünfte bitten, denn um in einer Angelegenheit solcher Art zu einem Entschluß zu kommen, darf man nichts dem Zufall überlassen.»

«Ganz einverstanden!», entgegnete William.

Er hatte eine tiefe, ein bißchen speckige Stimme, welche die Silben der Wörter in die Länge zog, wie die Leute in San Francisco zu sprechen pflegen.

«Zunächst», fuhr Tovar fort, «sind Sie dessen ganz sicher, daß der ‚Cristobal‘ diese Goldladung führt? Ich nehme an, daß Sie sie nie gesehen haben.»

«Nie.»

«Ja, wieso...»

Er blickte die Rubia an, die ihm fast unmerklich zunickte.

«Also... Das Gold ist von den Leuten der Bank aufs Schiff geschafft worden, ehe die Besatzung sich an Bord befand. Einzig der Kapitän war anwesend.»

«Wo haben sie's versteckt?»

«Darüber besitze ich keine nähere Auskunft, aber ich habe Grund, anzunehmen, daß es sich ganz einfach im Laderaum für Wertgüter befindet.»

«Warum?»

«Weil die Türen zur Bridge von innen verrammelt sind, aber speziell darum, weil man die beiden Luken des Spardecks geschlossen hat, was meine Aufmerksamkeit

keit erregte. Ich vermute, daß sich eine andere Luke unter dem Teppich der Kapitänskajüte oder unter einem Möbel befindet, denn einen Zugang zu diesem Laderaum muß es auf alle Fälle geben.»

«Tatsächlich... Uebrigens sprechen alle diese Vorsichtsmaßregeln dafür, daß im Raum eine bedeutende Summe verahrt sein muß.»

«Ganz sicher... Mir scheint es auch sehr schwierig zu sein, all dieses Gold anderswo versteckt zu halten. Ich habe eine Berechnung angestellt: das Ganze muß so an die achtundzwanzig Tonnen ausmachen und nicht wenig Platz beanspruchen.»

«Wissen Sie, ob das Gold in Barren ist oder gemünzt?»
«Nur eine halbe Million Dollar soll in Goldmünzen verschiedener Länder vorhanden sein, der Rest in Barren.»

«Dann ist das Gold jedenfalls in Tönnchen verfrachtet. ... Nicht leicht zu verbergen... Haben Sie das Schiff besichtigt, bevor man mit dem Ueberholen der Kohlen begonnen hatte?»

«Ja, ich habe festgestellt, daß der Schiffsraum völlig leer war... Mit Ausnahme von zusätzlichem Ballast, der den Wellentunnel entlang untergebracht war, gab es nichts Ungewöhnliches.»

«Aber da haben wir's ja!» rief Tovar, «diesen Ballast bilden die Goldtönnchen!»

«Nein, es ist richtiger Ballast. Ich selber hab' die Wasserladung ausführen lassen. Diese Vorsichtsmaßregel ordnete der Kapitän ganz bestimmt im Hinblick auf eine Ueberfahrt von etwas langer Dauer an. Seitdem wir unterwegs sind, haben wir diesen Zusatzballast noch nicht benutzt. Hier im Hafen haben wir den regulären Ballast nachfüllen lassen.»

«Alles das deutet darauf hin, daß Sie eine lange Fahrt vorhaben.»

«Ohne Zweifel... Der Kapitän hat uns von einer wahrscheinlichen Durchquerung des Atlantik gesprochen, aber er hat nichts weiter verlauten lassen. Ich meinerseits weiß aber, daß wir über die englische Blockadeline hinaus und zwar bis zum Breitengrad von Ferro auf den Kanarischen Inseln hinunterfahren sollen, wo uns ein deutsches Unterseeboot erwartet. Wenn wir uns lange genug auf dem 60. Grad südlicher Breite halten und alsdann auf dem 15. Grad westlicher Länge herauffahren, sind wir ungefähr sicher, daß wir niemand begegnen.»

«Das ist weit für ein Schiff von diesem Tonnengehalt.»
«Oh, wir haben Wasser und Kohlen für einen doppelt so langen Weg.»

«Möglich, aber warum dehnen Sie die Fahrt so weit aus?»

«Wahrscheinlich deshalb, weil ein Unterseeboot, das achtundzwanzig Tonnen Gewicht an Bord nehmen muß,

keinen genügend großen Aktionsradius besitzt. Außerdem wird es sich noch irgendwo verproviantieren müssen.»

«Die Sorge werden wir ihm abnehmen», meinte der Oberst gleichmütig. «In all' dem, was Sie da sagen, gibt es indes noch etwas, was mir sehr wichtig ist... aber davon sprechen Sie nicht.»

«Und das wäre?»
«Sie reden gar nicht davon, in welcher Weise Sie diese ganze Geschichte ausbaldowert und das Geheimnis des Kapitäns entdeckt haben.»

Sein Gegenüber schien in Verlegenheit zu sein. Der Leutnant wollte sich mit einem Blick an die Rubia halten, aber diese rührte sich nicht.

«Das ist schwierig zu sagen», meinte er endlich.
«Nanu», scherzte Tovar jovial, «auf dem Punkte, wo wir mittlerweile schon angelangt sind!»

«Stimmt schon... indes gibt es da etwas, was mich nicht allein angeht.»

«Mag sein, aber es ist trotzdem unerlässlich, daß ich darüber Bescheid weiß.»

«Sie haben recht... schließlich... na, ich will es Ihnen dennoch sagen... Der Kapitän hat die Unvorsichtigkeit begangen, seine Frau einzuweihen...»

«Haha, köstlich!» platzte Tovar aus und schlug sich auf den Schenkel. «Und Sie sind natürlich...»

Der andere schaute ihn verschmitzt von unten an und machte eine Handbewegung, die in seiner Muttersprache besagen wollte «Shut it!»

«Lassen Sie ihn doch, Tovar», warf die Rubia dazwischen, «jetzt ist nicht der Moment, Witze zu reißen.»

«Ach wo», meinte dieser, «wir sind unter Seeleuten, was? Da kann man schon ein bisschen Ulk machen...»

«Soll gelten», räumte William ein, «aber andererseits wär' es mir recht, wenn man in diese Geschichte nicht die Frau mit hineinzieht, die zu mir Vertrauen gehabt hat. Gewiß, sie tat unrecht, denn eine vertrauliche Mitteilung soll man nicht ausplaudern. Aber schließlich handelt es sich doch um eine Frau.»

Edith warf ihm einen vielsagenden, zweideutigen Blick zu.

«Lassen wir das also», entgegnete Tovar, der von all dem nichts verstand. «Sagen Sie mir lieber: hat Ihr Kapitän einige Vorsichtsmaßregeln an Bord getroffen?»

«Nicht die geringste... Er lebt wie irgendein braver Seebär in seiner Kajüte oder auf der Kommandobrücke. Uebrigens, da kein Mensch die Existenz seines Goldes kennt, warum sollte er da Vorsichtsmaßregeln treffen?»

«Stimmt, das beweist ziemlichlichen Schneid und ist echt deutsch. Aber so was kann man sich nur leisten, wenn man verschwiegen ist... Auf alle Fälle erleichtert uns

das die Arbeit... Sie sind also absolut sicher, daß niemand an Bord das Vorhandensein dieses Goldes kennt?»
«Absolut niemand.»

«Und an Land?»
«Drei Personen: die Señora, Sie und ich.»
«Und Pilar!»

«Der Oberst», bemerkte die Rubia harmlos, «ist auf dem laufenden über Ihre Beziehungen zu Pilar.»
Ein verlegenes Schweigen brütete. Tovar wollte sich in keine Weibergeschichte mehr einmischen. Der andere schaute Edith an, die mit ihren Armبändern spielte.

«Ach so... na, gut», stotterte William und wurde rot wie ein ertappter Schuljunge, «ich wußte nicht...»
Dann fügte er hinzu:

«Wir können auf die absolute Verschwiegenheit dieses Mädchens zählen... es ist mir zugetan wie eine Hündin.»
«Das ist übrigens», unterstrich Tovar rachsüchtig, «ihre einzige Art von Treue.»

Und mit der größten Gemütsruhe schloß er:
«Man möchte sie nötigenfalls beseitigen...»
«Pilar?!» fuhr die Rubia in die Höhe, «Sie sind wohl verrückt geworden, Oberst!»

«Oh, durchaus nicht, liebes Herz, ich bin bloß ein Gangster... Sie selber haben's ja so gewollt.»

Er erhob sich, ging auf William zu, legte ihm seine beiden Tatzten auf die Schultern und schaute ihm grad in die Augen:

«Also gut, Leutnant Dupuis, ich glaube, ohne zu laviere, wir können den Handstreich wagen.»
«Ich glaub' es auch», meinte der andere mit einer Seelenruhe, die einem den Atem raubte.

«Da gibt's zwar noch», fuhr Tovar fort, «einige Kleinigkeiten klarzustellen, aber darüber muß ich vorher nachdenken. Wir treffen uns hier morgen früh wieder, um uns zu verständigen... Es stimmt doch, nicht wahr, übermorgen früh soll der 'Cristobal' die Anker lichten?»

«Ja, es handelt sich nur darum, die Kohlenbunker zu füllen. Ich soll morgen nacht wieder an Bord sein.»

«Famos! das ist uns sehr dienlich... Gehen Sie doch gleich wieder zu Ihrer süßen Pilar und sagen Sie ihr, Sie hätten sich auf ihre Kosten ein bißchen lustig machen wollen... es gäbe auf Ihrem Schiff nicht mehr Gold als in den Kassen der Banca del Ecuador. Vor allem aber: nicht ausgehen! Es ist von Wichtigkeit, daß man Ihnen in der Stadt nicht mehr begegnet. Grüßeln Sie darüber nach, wie wir das Schiff am besten überfallen können und was wir mit den Dollars anfangen. Meinerseits werd' ich's so einrichten, meine Polizei ein bißchen weitab vom Malecon zu beschäftigen. Was den Rest angeht», schloß er und grub ihm die Fäuste in die Schultern, «so heißt es: halbpant!»

(Fortsetzung folgt)

Kräftigen Sie Ihre Haut!

Dann hat die Hausarbeit keinen schädlichen Einfluss mehr!

Verwenden Sie Nivea, allein Nivea enthält Eucerit, das Kräftigungsmittel für die Haut. Eine regelmäßige Pflege mit Nivea macht Ihre Haut kräftiger und gesunder, verleiht ihr grösseren Widerstand und ein jugendlich frisches Aussehen.

In Dosen und Tuben Fr. 0.50 — 2.40
Nivea-Öl Fr. 1.75 — 2.75
Pilot A. G., Basel



SCHWEIZER FABRIKAT

